

Stephan Lanz

Zwischen Entertainment-Mall und Themenpark Europäische Stadt: Über privat(isiert)e und öffentliche Räume der Erlebnis-Metropole

Sieht man sich die jüngeren Debatten zum Themenkomplex Stadt und öffentlicher Raum an, so drängen sich vor allem zwei Diskussionsstränge auf: Beide Diskurse beklagen aktuelle Tendenzen der Stadtentwicklung und gehen mit spezifischen Vorstellungen ihrer Erneuerung einher:

Der eine Strang, den man *Verfalls- und Ordnungsdiskurs* nennen könnte, warnt vor einer drohenden Verwahrlosung und einem Verfall des öffentlichen Raumes in den Kernstädten. Unter dem Slogan „Rettet unsere Städte jetzt!“, sahen es etwa die Oberbürgermeister von sieben großen Städten schon 1994 als nicht mehr hinnehmbar an, daß das Bild der Fußgängerzonen immer stärker durch „Obdachlose, Bettler und Stadtstreicher“, geprägt werde, daß die „Beschaffungskriminalität von Drogenabhängigen“, weiter zunehme und die Angst der Bürger weiter steige (vgl. Kronawitter 1994). Folgt man den zahllosen, medienwirksam geführten Debatten über Kriminalität, Verwahrlosung und Ghettobildung, gewinnt man den Eindruck, daß die Metropolen kurz vor ihrem Untergang stünden. Der soziale Raum der Stadt wird hierbei primär aus der Perspektive von Sicherheit und Ordnung thematisiert. Mit dem Ziel, den vorgeblichen Verfall des öffentlichen Raumes aufhalten zu können, zieht dies zum einen immer neue Repressions- und Überwachungsmaßnahmen nach sich. Zudem können sich im Sog dieses Diskurses Stadtentwicklungsprojekte durchsetzen, die öffentliche in privat kontrollierte Räume umwandeln und mit verschärften Zugangsbedingungen versehen.

Der zweite Diskursstrang scheint auf den ersten Blick diametral konträr zu derartigen Vorstellungen zu stehen. Sowohl die als Amerikanisierung der Stadtkultur verstandene Privatisierung öffentlicher Räume wird hier kritisiert als auch die Kontrolle und Überwachung dieser Orte, die auf eine Verdrängung bestimmter Bevölkerungsgruppen und Verhaltensweisen zielen. Normativer Fokus dieses Diskurses, den ich *Urbanitätsdiskurs* nennen möchte, ist eine spezifische Vorstellung vom Wesen der bürgerlichen europäischen Stadt, deren Kultur stets von einem vielfältigen, alle Bevölkerungsgruppen unabhängig von ihrem sozialen Status umfassendes Leben in ihren öffentlichen Räumen charakterisiert gewesen sei.

Eine erste Gegenüberstellung beider Diskurse zeigt aber auch eine fundamentale Gemeinsamkeit: Beiden liegt eine Ablehnung der Organisationsform und Nutzungsweise des öffentlichen Raumes in der modernen Stadt des 20. Jahrhunderts zugrunde: Ihre funktionale Trennung hat-

te Straßen und Grünflächen weitgehend auf segmentierte Transport-, Abstands- oder Erholungsflächen beschränkt. Die Orientierung der Mittelklassen an einem suburban privatistischen Lebensstil reduzierte gleichzeitig die bis dahin als Inbegriff urbanen Lebens wahrgenommenen öffentlichen Stadträume zu Relikten der vor-modernen Stadt. Dagegen gewinnen diese Orte in post-modernen Konzeptionen der oben angerissenen Diskurse ihre vormalige Funktion als Bühne eines urbanen Lebensstils zurück: Bilder von Dichte, vielfältiger Nutzung sowie einem pulsierenden Leben propagieren beide Diskurse - wenngleich auf sehr unterschiedliche Weise.

Am Beispiel zweier innerstädtischer Räume aus Berlin, die beide eine überregionale Bedeutung haben, will ich im folgenden versuchen, aktuelle Entwicklungstrends und Debatten über öffentliche städtische Räume zu diskutieren. Hierfür kontextualisiere ich sie mit dem Wandel der Städte von industriellen Produktionsstandorten zu Metropolen, die durch die Leitökonomien Tourismus- und Konsum geprägt sind¹.

Urbanität als Ware

Hinreichend bekannt ist die baulich-räumliche Entwicklung des Potsdamer Platzes von der größten innerstädtischen Brache des geteilten Berlins über die angeblich bedeutendste Baustelle Europas bis hin zum selbsternannten *Urban-Entertainment*-Herzen der Hauptstadt, 1998 symbolträchtig eröffnet am 3. Oktober, dem Tag der Deutschen Einheit, vom Bundespräsidenten und dem Vorstandsvorsitzenden des Daimler-Benz-Konzerns. Das verkündete Ziel der global agierenden *Developer* Daimler-Benz und Sony galt der Erschaffung eines neuen Stadtteils „mit vielfältigem urbanen Leben“, eines „Erlebnisraums mit Weltstadtflair“, eines „Quartiers, das niemals schläft, in dem eine ganze Reihe von Kinos, Theatern, ein Spielcasino, viele Cafes und Restaurants“ dafür sorgen, daß „niemals das Licht ausgeht“ (Zeitungsbeilage der *Developer* während der Bauphase). Im Bewußtsein, daß eine solche Urbanität nur schwer in eine ‘tabula rasa’ implantierbar ist, versuchten sie, eine historisch gewachsene Aura dieses Ortes ‘anzurufen’. Daimlers Marketing-Experten konstruierten eine geschichtliche Kontinuität des gigantischen Entwicklungsvorhabens zu den „goldenen“ Zwanziger Jahren, als der Potsdamer Platz das mythenumwobene Zentrum der kurzzeitigen Weltmetropole Berlin bildete: Der Konzern instrumentalisierte Geschichten jener Zeit als Rohstoff für das Versprechen,

¹ Über weite Strecken basiert der Text auf aktualisierten und neu zusammengestellten Auszügen aus dem von Klaus Ronneberger, Walther Jahn und mir gemeinsam verfaßten Buches ‘Die Stadt als Beute’ (1999).

großstädtisches Leben durch dieses private Entwicklungsvorhaben wieder entstehen zu lassen. Im Gegenzug erhielten die Developer nicht nur viele Millionen schwere, indirekte Subventionen sondern auch eine weitgehende Freiheit von planerischen Vorgaben.

Heute ist neidlos anzuerkennen, daß die privaten Stadtentwickler nicht nur ihre *verkündeten* Ziele erreicht zu haben scheinen sondern auch ihre unausgesprochenen: Wurde das Projekt bereits als Baustelle zur spektakulären und bestbesuchten Event-Serie vermarktet, etablierte es sich seit Eröffnung zu einer der zentralen Attraktionen der boomenden Tourismusmetropole Berlin. Reduziert man, wie dies häufig geschieht, Urbanität auf die Schnittfläche zwischen städtischer Dichte, Mischung und Lebendigkeit, sind die multifunktionalen Hybrid-Produkte Daimler-City und Sony-Center als Treffpunkte zwischen *Upperclass*-Wohnen und Arbeiten auf der einen Seite sowie internationaler Massenkultur zwischen Aldi und McDonalds, Musical und Multiplex-Kino auf der anderen Seite unweigerlich urbane Orte - und zwar trotz der privaten Kontrolle großer Teile des öffentlichen zugänglichen Raumes. Für ihre Investoren wiederum werfen sie nicht nur die direkten Profite eines Entertainment-Centers ab sondern auch die indirekten Marketinggewinne eines Konzern-Showrooms (vgl. Roost 2000). So erscheint diese Variante eines privat organisierten städtischen Lebens als *win-win-game* zwischen Kommune und Konzernen. Gibt es einen Haken?

Grundsätzlich ist zunächst festzuhalten, daß urbanes Leben hier auf dem kontrollierten Terrain kommerzieller Erlebniswelten statt findet. Gefragt sind konsumierende Kunden, keine an der städtischen Öffentlichkeit partizipierenden BürgerInnen. Dies mußte etwa die Gewerkschaft HBV feststellen, der in der Einkaufspassage das Verteilen von Flugblättern untersagt wurde. Eine solche Konzeption, die Stadt als vermarktungskompatible Hybridnutzung zwischen Shopping, Dienstleistung, Kultur, Kommunikation und Verkehr herstellt, ist somit an eine Ausgrenzung von Nutzungsformen und Bevölkerungsgruppen gekoppelt, die für einen relaxten Konsum urbaner Zeichen störend wirken könnten.

Beispielhaft läßt sich dies an der 'Stadt-Politik' der Deutschen Bahn AG nachvollziehen, deren neuere Kontrollformen ihrer Bahnhofsbereiche als vorbildhaft für die Betreiber der privaten Konsummeilen gelten. In den letzten Jahren zu einem der größten Stadtentwicklungskonzerne aufgestiegen, versteht die Bahn ihre hochgerüsteten neuen oder geplanten Bahnhofskomplexe, um die sich "Geschäfte, Restaurants, Business-Center und Wohnungen wie Satelliten" (Ex-Vorstandsvorsitzender Dürr) gruppieren sollen, als funktionale und symbolische Kerne der Stadt des 21. Jahrhunderts. Wie die Entertainment-Quartiere am Potsdamer Platz versieht sie diese zentralen, vormals öffentlichen Stadträume, die gemeinsam mit der Bundes-

bahn privatisiert wurden, mit strikten Hausordnungen, läßt darin private Sicherheitsdienste patrouillieren, leuchtet sie mit Videokameras bis in den letzten Winkel aus und „befreit“ sie konsequent von allen unerwünschten Milieus: Die „Gemeinschaft der Wohlanständigen“, so die Bahn in einem Werbefilm, ist der Adressat ihrer neuen Stadtkerne. Während die Sicherheitskanzeln vom Bahnhof aus nicht einsehbar sind, ermöglicht ihre Ausstattung mit ferngesteuerten, um 360° schwenkbaren Kameras eine lückenlose Überwachung des gesamten Geländes einschließlich der öffentlichen Vorplätze. Besonders interessant ist hierbei, daß das Unternehmen diese Praxis nicht klammheimlich betreibt, sondern ganz offen bekundet, „24 Stunden alles im Blick“, zu haben (*DB-Broschüre „Der Bahnhof für den Menschen,“*). Auf den Videoleinwänden der Bahnhöfe läuft ein als Thriller komponierter Werbespot, der die perfekten Überwachungsmöglichkeiten dieser sogenannten 3-S-Zentralen anschaulich demonstriert. Offensichtlich geht man davon aus, daß die Bahnkunden ihre permanente Kontrolle als positiven Beitrag der neuen Servicekultur auffassen. Sicherheitspolitik fungiert hier als Teil einer Marketingstrategie.

Hausordnungen im öffentlichen Raum

Sieht man von kulturpessimistischen Kommentaren ab, die gegen die künstlichen Erlebniswelten der Entertainment-Center und Malls authentische Formen der urbanen Erfahrung einklagen, zielt die Hauptkritik liberaler Intellektueller und PolitikerInnen auf die private Verfügung solcher vormals öffentlicher Territorien, die derartige Formen der Überwachung erst ermöglichten.

Forderungen nach dem Erhalt der öffentlichen Hoheit übersehen allerdings häufig, daß die Sicherheitskonzepte von Bahnhöfen oder Malls längst auch charakteristisch für die Kontrolle innerstädtischer öffentlicher Räume geworden sind, die in der Regel von Allianzen aus Geschäftsleuten und Behörden durchgeführt wird und Patrouillen privater Wachschutzfirmen ebenso umfasst wie die polizeilichen Instrumente ‚Platzverweis‘ oder ‚Aufenthaltsverbot‘. Seit kurzem gewinnt zudem auch in öffentlichen Räumen die Videoüberwachung an Bedeutung: Fest installierte Kameras leuchten mittlerweile sogenannte Kriminalitätsschwerpunkte zahlreicher großstädtischer Zentren aus.

Mit weitreichender Zustimmung der überwachten NutzerInnen stützen sich solche Kontrollformen, die sich insbesondere gegen als abweichend angesehene soziale Aneignungsformen des städtischen Raumes richten, auf veränderte Wahrnehmungsweisen von diesem. Noch in den achtziger Jahren betonte der urbane Diskurs die Rolle der Stadt als anonymen Ort, der

unterschiedliche Lebensformen, die Erfahrung von Differenz und Andersartigkeit ermögliche. Insbesondere der distanzierte, gleichwohl aber interessierte Kontakt mit dem "Fremden" im öffentlichen Raum galt als wesentliche Voraussetzung für urbane Zivilisiertheit und eine funktionierende städtische Kultur.

Heute hingegen scheint nicht mehr das Zusammentreffen mit dem "Anderen" erwünscht zu sein, sondern gesittete Verhaltensweisen honorierter BürgerInnen (Kirchberg 1998). Viele Menschen suchen die Kernstadt nur noch als Verbraucher oder Urlauber auf. Unter dem 'touristischen Blick' und einer auf Erlebnis und Entspannung ausgerichteten Konsumpraxis verwandelt sie sich zu Kulissenlandschaften, in denen soziale Heterogenität eher als irritierend und störend empfunden wird. Bei der 'Stadtsafari' möchte man die Vorzüge der City – nämlich Vielfältigkeit, visuelle Stimulation und Kultur - unter Ausschluß aller möglichen Gefährdungen und Unsicherheiten genießen. Da die gewerbliche Produktion in den urbanen Zentren nach wie vor zurückgeht, entwickelt sich der Konsum- und Freizeitsektor zu einem wichtigen Element der lokalen Wirtschaftspolitik. Zur städtischen Revitalisierung versucht das *Urban Management* daher, Touristenströme und einkommensstärkere Bevölkerungsgruppen anzuziehen. Den Mittelklassekonsumenten soll die urbane Erfahrung in der gewünscht risikolosen Form geboten werden, die zwar das Bedürfnis nach Erlebnis und Kommunikation befriedigt, aber unter völlig kontrollierten Bedingungen stattfindet (Hannigan 1998).

Nicht nur die unter privater Kontrolle stehenden Produkte der symbolischen Ökonomie, also Malls, Themenparks oder die 'neuen' Bahnhöfe entwickeln sich zu Orten der Repräsentation, in denen das städtische Publikum auf seine Rolle als Kunde beschränkt wird, sondern auch die öffentlichen Shopping- und Dienstleistungsmeilen der Kernstädte. Es sind letztlich die Transformation der Metropolen von Produktions- in Erlebnislandschaften, die Konzentration des städtischen Managements auf eine "konsumfähige" und einkommensstarke Bürgerschaft und die damit einher gehende ökonomische und bauliche Aufwertung der Kernstadt, die in den dafür vorgesehenen Arealen - seien sie nun privat oder öffentlich gemanagt - soziale Selektionsmechanismen erzeugen und ausgewählte Gruppen verdrängen oder ausgrenzen.

Dabei verschieben sich in beiden Raumtypen die Kontrollmechanismen: Während die zunächst eingeführten Überwachungsstrategien wie Patrouillen von Sicherheitsdiensten, polizeiliche Kontrollen oder Platzverweise auf direkter persönlicher Beobachtung basierten, die für die Beobachteten sicht- und nachvollziehbar ist, verbleibt die Kontrollinstanz bei der Videoüberwachung im Unsichtbaren. Wie in Jeremy Benthams Panoptikum, das die perfekte Kontrollarchitektur eines Gefängnisses darstellt, muß man zu jedem Zeitpunkt damit rechnen, be-

äugt zu werden, ohne dies allerdings tatsächlich zu wissen. Im Auge der Kamera gibt es nur Beobachtete. Beobachter bleiben unsichtbar, sie stehen außerhalb und sind ebensowenig wie die Bilder, die ihre Überwachung produziert, kontrollierbar. Damit wird ein zentrales Merkmal öffentlichen Raumes außer Kraft gesetzt, nämlich die Tatsache, daß dort alle gleichzeitig Beobachter Anderer und Beobachtete durch Andere sind.

Die Urbanität der Urbaniten

Gegen die Privatisierungstendenzen und die vorherrschenden Repressions- und Ausgrenzungsstrategien in den städtischen Räumen opponiert nun ein Großteil der akademischen Urbanisten. Soziologen wie Hartmut Häußermann warnen seit Jahren vor einer „Amerikanisierung,, die sich in einer sozialräumlichen Spaltung der Stadt ausdrücke. Dieser Entwicklung wird das Bild von der „urbanen Stadt,, als Vorbild gegenübergestellt. Denn diese biete „allen Bevölkerungsgruppen, allen Nationalitäten, allen kulturellen Lebensstilen ihren Raum. Auch Drogenabhängige, auch Leute, die auf der Straße leben, gehören zur Stadtgesellschaft – das ist seit dem Mittelalter so,, (in: FR 16.4.1999: 8). Die europäische Stadt stehe für sozial gemischte Quartiere, die – im Gegensatz zu den segregierten amerikanischen Metropolen – eine Kultur der „Vielfalt in der Einheit,, (Häußermann 1998: 173) ermöglichten. Mit der räumlichen Nähe der sozialen Klassen habe sich eine urbane Lebensweise entwickelt, die Begegnungen mit dem Fremden und die Möglichkeit zur Differenz geboten und damit gleichsam als Erziehungsanstalt zu Toleranz und kultureller Produktivität gewirkt habe.

Die Opposition gegen die Kontroll- und Privatisierungsstrategien basiert im wesentlichen auf dem Argument, daß eine Einschränkung der Öffentlichkeit, verstanden als Möglichkeit der freien und gleichberechtigten Begegnung verschiedenster sozialer Gruppen Urbanität verhindere. Als positiver Bezugspunkt dient meist – wie etwa der Berliner Stadtentwicklungssenator Strieder immer wieder ausführt – die bürgerliche Gründerzeitstadt des 19. Jahrhunderts, die von einer Mischung der Klassen und Nutzungen geprägt gewesen sei. Gleichsam als imaginärer Hort authentischer Urbanität steigt dieses Stadtmodell - bei gleichzeitiger Abwertung aller seitdem entstandenen städtebaulichen Strukturen - wieder zum Leitbild auf, in der Regel ohne die sozialen Zustände in den frisch industrialisierten Metropolen auch nur zu thematisieren. Der beklagten Amerikanisierung der Städte, die sich aus dieser Perspektiver in den zu Malls privatisierten, zugangsbeschränkten Räumen abbildet, hält man das romantisierte Bild einer bürgerlichen Gründerzeitstadt entgegen, in der alle Bevölkerungsgruppen zur Stadtgesellschaft gehört hätten.

Während in Berlin solche Milieus artifizielle Großprojekte wie den Potsdamer Platz ablehnen, bündelt sich ihr Idealbild städtischen Lebens im ehemals jüdisch geprägten Scheunenviertel in der Ostberliner Mitte. Dieses Quartier hat in den 90er Jahren eine rasante Aufwertungsspirale durchlaufen, in der die Kunst- und Kulturszene eine wichtige Rolle spielte. Als „Cocktail aus dem später international bekannt gewordenen Subkulturzentrum Tacheles, Synagoge, Hausbesetzern, Straßenstrich und dem faszinierenden, morbiden Charme der alten Häuser„ (Steglich 1998: 13) war Anfang der 90er Jahre der Mythos Scheunenviertel entstanden, dessen angebliche Authentizität das Motiv für die Zuwanderung einer Westberliner Kunstszene abgab. Das Quartier, das im Verlauf der DDR-Jahre ein eher ärmliches Wohnviertel mit heruntergekommenen Altbausubstanz geblieben war, entwickelte sich schnell zum Zentrum verschiedener künstlerischer Subszenen, zum Herzen des aus heutiger Perspektive nahezu mythisierten Nachtlebens des Nachwende-Berlins.

Auf die Kunst jedoch folgte bald das Kapital, die Authentizität mutierte rapide zur Kulisse. Heute reiht sich Café an Club, Designer-, Feinkost- und Antiquitätenladen an Galerien, Immobilienmakler freuen sich das erstaunliche Niveau ihrer Gewerbemieten, die Sozialstruktur hat sich infolge von Verdrängungsprozessen drastisch verschoben. Mittlerweile gibt es dort mehr gastronomische Sitzplätze als EinwohnerInnen - die meisten davon hochpreisig - und mehrere Dutzend kommerzielle Galerien. Rund um die Hacke'schen Höfe, die als ein um mehrere ineinander verschachtelte Innenhöfe gruppiertes Jugendstil-Ensemble ein Entertainment Center bildet, das auch gehobenen urbanen Ansprüchen genügt, hat sich eine neue Erlebnismeile herausgebildet: Als Verbindung zwischen Kunstkonsum, Nightclubbing, Kino- und Varietéunterhaltung sowie Gastronomie fungiert sie gewissermaßen als Outdoor-Konkurrenz konstruierter Themenparks. Das Quartier gilt heute als Inbegriff der neuen Urbanität Berlins im globalen Maßstab. Der Kommunalpolitik dient es als Werbeträger für die Dynamik des „Neuen Berlin“ innerhalb der Städtekonkurrenz und als touristisches Highlight für Kulturinteressierte.

Obwohl das Scheunenviertel im Gegensatz zum Potsdamer Platz kein Ergebnis einer singulären privaten Landnahme ist, ähneln sich gewisse Grundmuster der Entwicklung. Beide Orte dienen nicht nur als Erlebnismeilen und touristische Schaufenster sondern auch als Herbergen innovativer Dienstleistungsökonomien. Die Differenz liegt insbesondere in den angesprochenen Milieus: Jahrmarkt-Feeling am Potsdamer Platz versus metropolitaner Kulturtourismus im Scheunenviertel, Konsumenten versus Flaneure, globale Dienstleistungskonzerne versus Start-up-Youngster sowie bezogen auf das Wohnen: Neureiche versus weltläufige Urbaniten.

Insofern bilden beide Räume eine Arbeitsteilung bei der Konstitution und Selbst-Repräsentation Berlins als neue, auf globaler Ebene konkurrierende Metropole.

Was jedoch ergibt ein Vergleich, der sich auf die zentrale Kritik an privatwirtschaftlich monolithischen Großvorhaben bezieht: die selektive Zugänglichkeit und die strukturelle Ausgrenzung bestimmter Nutzergruppen.

Im Scheunenviertel stellt der Rückgriff auf die Authentizität des Lokalen, auf das Typische und Charakteristische dieses Ortes eine Vermarktungsweise dar: Sie formt das Quartier über die Herstellung eines spezifischen kulturellen Ambientes zu einem konsumierbaren Produkt. Das ehemalige Wohnquartier mutiert in dieser Expansion der metropolitanen Kultur zu einem „Hype Park“ (Becker 1998) und Festivalplatz. Dabei artikuliert sich der Machtanspruch der neuen Dienstleistungsmilieus darin, sich urbane Lebensformen und Symbole anzueignen (Zukin 1991: 186), ohne sich um ihre Bedeutung für die Wohnbevölkerung zu scheren. Urbanität verkommt zur Schnittmenge zwischen dem distinktiven Lebensstil einer neuen städtischen Elite, dessen zentrales Merkmal im Konsum urbaner Zeichen liegt, und ihrem Zugriff auf den städtischen Raum. Unabhängig von Entwicklungsmodell und Eigentumsverhältnissen basiert neben dem als amerikanisch geltenden Mall-Modell damit letztlich auch die selektive Rekonstruktion einer vermeintlich historischen europäischen Urbanität auf der Ausgrenzung daran nicht partizipierender StadtbewohnerInnen.

Gegen diese These führen ihre ProtagonistInnen häufig die spezifische Qualität der öffentlichen Räume dieses Modells an, die - im Gegensatz zu den selektiv zugänglichen Privatarealen - von einer Mischung aller Schichten und einer vorbehaltlosen Begegnung mit dem Fremden geprägt seien (bspw. Strieder 1997). Diese Vorstellung allerdings operiert mit einem völlig reduzierten Verständnis des öffentlichen Raumes, der als neutrale Arena einer vorbehaltlosen Konfrontation mit dem Fremden erscheint. Hierbei bleibt nicht nur außer Betracht, daß der Zugang zum öffentlichen Raum der europäischen Stadt schon historisch nie für alle sozialen Gruppen gleichberechtigt war, wie es etwa der weitgehende Ausschluß der Frau vom öffentlichen Leben der bürgerlichen Gesellschaft verdeutlicht.

Gerade die Konstruktion des bürgerlichen Paris im 19. Jahrhundert, auf das sich die Adepten der europäischen Stadt so euphorisch beziehen, ermöglichte es dem Bürgertum erstmals, untere Klassen räumlich auf Distanz zu bringen und sie in die Vorstädte zu verbannen. Privates und Öffentliches, im vielfältigen Straßenleben mittelalterlicher Quartiere noch eng miteinander verbunden, gerieten in der bürgerlichen Stadt zu Gegensätzen. Halböffentliche Arkaden

oder private Salons ersetzen bereits im 19. Jahrhundert allgemein zugängliche Orte und Veranstaltungen. Während die gefeierten Boulevards der Repräsentation männlicher Bürger dienten, verschwanden Arme, Arbeiter und die auf das private Heim verwiesenen Frauen aus dem öffentlichen Leben der Metropole (vgl. Lanz/ Becker 2001).

Grundsätzlich übersieht ein Verständnis des öffentlichen Raumes, das die "Begegnung mit dem Fremden" ausschließlich positiv konnotiert, auch, daß Nutzungsweisen und Begegnungsformen "auf der Straße" bestehende Machtverhältnisse und soziale Identitäten reproduzieren. Schon alltägliche Ausgrenzungsgesten gegenüber sichtbaren Minderheiten und unerwünschten Gruppen prägen marginale und hegemoniale Identitäten auch an öffentlichen Orten, in denen ein scheinbar gleichberechtigter Zugang besteht. Öffentliche Räume sind keine neutralen Arenen, in denen gleichberechtigte Begegnungen stattfinden. Sie werden vielmehr durch konkurrierende Nutzungen und Symboliken immer wieder neu hergestellt und codiert. Ob ein städtischer Raum etwa als Aushängeschild der Metropolenkultur oder als innerstädtisches Wohngebiet, als Eventquartier für Mittelklasse-Konsumenten oder als Rückzugsnische für marginalisierte Subszene definiert wird, entscheidet darüber, welche Nutzungen und soziale Gruppen dort als normal oder als deplaziert erscheinen und damit letztlich auch darüber, wer in der öffentlichen Wahrnehmung als dafür legitimiert gilt, auf derartige Orte zuzugreifen.

Es greift also zu kurz, die Privatisierung und die Kontrolle städtischer Territorien zu kritisieren. Da sich in der Definitionsmacht über die zugelassenen Nutzungsformen und über die Funktion eines städtischen Ortes die gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse spiegeln, sind vor allem die Prozesse der Herstellung solcher Bilder und Bedeutungen zu problematisieren. Ähnlich wie in den artifiziellen Konsumteilen, ist die Verdrängung unerwünschter Submilieus, die als Störfaktoren einer spezifischen Vorstellung von der Qualität urbaner Räume gelten, auch Folge der Entwicklung im Berliner Scheunenviertel. Peter Marcuse weist in diesem Kontext darauf hin, daß Verdrängung letztlich das Ziel derartiger Gentrifizierungen sei und nicht etwa ihr unerwünschter Nebeneffekt (1992).

Insbesondere eine positive Bezugnahme auf die Bürger-Stadt des 19. Jahrhunderts, deren extreme Klassengegensätze auch die Nutzung ihrer öffentlichen Räume strukturierten, ist damit mehr als problematisch: Bezeichnenderweise bildet sie etwa in Berlin gegenwärtig die Grundlage für eine Stadtentwicklungspolitik, die eine Wiederkehr des besitzenden Bürgers als Träger der städtischen Kultur anstrebt. Häufig wird der Urbanitätsbegriff dabei pervertiert: Nicht mehr die Exklusion unerwünschter Bevölkerungsgruppen gilt als ihr Widerspruch, sondern die „Unfähigkeit“, Einzelner, sich in dieses selektive Modell zu integrieren. Der französische

Soziologe Alain Touraine (1996) hat deshalb die Wiederentdeckung der Bürgerstadt als eine „neomittelalterliche, reaktionäre Stadtideologie“, bezeichnet, mit deren Hilfe die vorherrschende Politik der Verdrängung und Ausschließung geradezu geadelt werde.

Schließlich ist festzuhalten, daß die Vorstellung einer zwanglosen urbanen Vielfalt, zu der auch Marginalisierte gehören, deren Position im Rahmen der bestehenden sozialen Gegensätze eher festschreibt. Zu fragen ist vielmehr, im Rahmen welcher Macht- und Herrschaftsprozesse Ausgegrenzte überhaupt erst zu solchen gemacht werden (Veith/Sambale 1997). Daher greift eine Kritik aktueller Entwicklungen in den Innenstädten generell zu kurz, wenn sie sich lediglich an öffentlichen oder privatisierten Räumen abarbeitet und Zugangsrechte für ausgegrenzte Gruppen einfordert.

Andere Orte?

Betrachtet man das Scheunenviertel noch einmal genauer, zeigt sich, daß dieses mit Kapital und Touristenströmen vollgepumpte Quartier bislang keineswegs zur gänzlich homogenisierten Kulissenlandschaft eines Themenparks „Europäische Stadt“ verkommen ist. Und die Ursachen dafür liegen nicht etwa in der Qualität seiner öffentlichen Räume, sondern in der kommunalen Sozialpolitik: Als förmlich festgelegtes Sanierungsgebiet ist das Viertel Bestandteil der 'Sozialen Stadterneuerung' des Landes Berlin. Nur das dortige Bleiberecht der MieterInnen und die Begrenzung der Miethöhe in modernisierten Wohnungen ermöglichte es zumindest einem Teil der angestammten BewohnerInnen und auch subkultureller Projekte oder KünstlerInnen weiterhin dort zu wohnen oder zu arbeiten, die sich nicht im Berlin-Mitte-Hype auf den Markt spülen ließen. Gleichzeitig spielte eine gewerbliche Vergabepolitik der Wohnungsbaugesellschaft Mitte (WBM), die nicht hauptsächlich auf Profit zielte, eine zentrale Rolle für die Entwicklung der Subkultur zu Beginn der 90er Jahre: Die aus der kommunalen Wohnungsverwaltung der DDR hervorgegangene WBM, die in diesem Quartier über 2.000 leerstehende Läden und Fabriken verfügte, vermietete ihre Gewerbeeinheiten bevorzugt an Subkultur-Projekte, auch wenn sie weniger zahlungskräftig waren als kommerzielle Bewerber, und schuf so eine zentrale Voraussetzung für deren spätere Blüte. Gerade solche Projekte versuchen bis heute die Verwandlung des Quartiers zum Themenpark zu hintertreiben. Die soziale Verantwortung der Kommune und ihrer Wohnungsbaugesellschaft läßt also weiterhin die Hoffnung zu, daß die urbane Heterogenität nicht völlig hinter einer homogenen und ausgrenzenden Nutzungstruktur verschwindet.

Betrachtet man sich zum anderen noch einmal genauer die Nutzungsstruktur des Potsdamer Platzes, zeigt sich auch hier, daß das dominante Bild, das seine KritikerInnen von ihm zeichnen, differenziert werden muß. Denn auch hier lassen sich Aneignungsweisen beobachten, welche die Homogenität seiner auf Mittelklasse-Konsum ausgerichteten Bestimmung unterlaufen. So beschreiben die Berliner Journalisten Helmut Höge und Dorothee Wenner (taz magazin 4./5. September 1999), daß viele Jugendliche, die aus sogenannten 3.-Welt-Ländern immigriert sind, Daimler-City und Sony-Center als neue *Hang-Outs* erkoren haben: Gerade die austauschbare Gesichtslosigkeit dieser sogenannten Niemandsorte, in denen sich weder eingesessene Kiezgrößen noch dominierende Jugendgangs Definitionsmacht erworben haben, machen die Vergnügungskomplexe attraktiv für sie: „Mir gefällt´s so gut, weil es hier so aussieht als hätten sie Bangkok nachgebaut“, zitieren die Autoren einen aus Thailand stammenden Jugendlichen, dessen mexikanische Freundin denselben Vergleich mit Mexiko-City herstellt. Offenbar verfügen diese Räume über ein Integrationspotential der besonderen Art: Nicht zuletzt weil dort „alles ein bißchen so ausgeflippt ist wie im richtigen Urlaub“, gehe jeder davon aus, „Menschen aus aller Welt zu treffen“, bringen Höge und Wenner mit sanfter Ironie die Tatsache auf den Punkt, daß der internationale Jahrmarktcharakter, der das Areal fern jeder elitären Distinktion zuweilen charakterisiert, seine prinzipielle Selektivität untergräbt.

Hier zeigt sich eine fast subversive Umwidmung bestehender Bilder und Bedeutungen: und zwar sowohl jener, die Betreiber und Kommune quasi offiziell in Umlauf bringen, als auch jener, die von den Kritikern dieses Event-Areals produziert werden: Denn letztere übersehen gerne, daß dieses Gebiet zwar in weiten Teilen privater Kontrolle unterliegt, seine Funktionsfähigkeit aber gleichzeitig von einer hochgradig intensiven öffentlichen Nutzung abhängig ist: Diese wiederum läßt sich nie vollständig kontrollieren und in die gewünschten Bahnen lenken. Damit bildet also die Simulation urbaner Öffentlichkeit, die ohne weit reichende Zugänglichkeit eben doch nicht auskommt, eine empfindliche Achillesferse für die Absicht, einen solchen städtischen Raum komplett zu kommodifizieren und zu kontrollieren.

Die grundsätzliche Trennung zwischen privatem und öffentlichem Raum gilt als eines der Wesensmerkmale der bürgerlichen europäischen Stadt, ihr öffentlicher Raum als Behälter einer Kultur städtischen Lebens, die im wesentlichen durch das vorbehaltlose Aufeinandertreffen einander Fremder und den gleichberechtigten Zugang verschiedenster sozialer Gruppen markiert ist. Dieser Blick auf die historische europäische Stadt, so habe ich versucht zu

zeigen, idealisiert die Qualität und Bedeutung ihrer öffentlichen Räume. Als normative Position für die Entwicklung heutiger Städte übersieht eine solche Perspektive darüber hinaus, daß die Dichotomie zwischen privat und öffentlich längst durch das Entstehen neuer Raumtypen aufgehoben ist, die weder in die eine noch in die andere Kategorie einzuordnen sind. Zu jenen, die ich bereits genannt habe, sind - gerade in Orten wie dem Scheunenviertel - eine Vielzahl von Hybridräumen zu zählen, die sich etwa als Clubs oder Salons in der Schnittfläche zwischen Wohnen, Arbeiten, Kultur und politischem Handeln aufhalten und sich lediglich an selektive Öffentlichkeiten richten. Auch private Wohnungen etwa, die über webcams virtuelle Öffentlichkeiten herstellen, zeigen, daß sich die Trennung zwischen privat und öffentlich mehr und mehr in ein Kontinuum verschiedenartigster Raumtypen auflöst, die zwischen diesen Polen liegen. Darin wiederum steckt nicht nur die beklagte Zerstörung des Öffentlichen sondern auch eine Aufweichung des Privaten, die ebenso auf Kritik stößt: So gilt nicht zuletzt der „frenetische Exhibitionismus“ öffentlicher Ereignisse im Stile der Love-parades als freiwillige Aufgabe der rechtlich geschützten Privatsphäre und damit einer der Errungenschaften des bürgerlichen Zeitalters (vgl. Greiner 2000).

Zum einen also, so mein Fazit, halten öffentliche Räume ihre *de jure* definierten Versprechen *de facto* nicht ein, zum anderen nähern sich ‘private’ und ‘öffentliche’ Räume einander an. Anstatt derartige Entwicklungen kulturpessimistisch zu beklagen, wäre es meiner Ansicht nach notwendig, sich über die gleichsam idealtypischen Qualitäten sowohl öffentlicher als auch privater Räume innerhalb der Stadt zu verständigen und diese neu zu justieren. Dabei dürfte es insbesondere um Fragen wie Zugang (zu Räumen, Ressourcen), Anerkennung (von Differenz) und Teilhabe - aufgehoben im Bild des öffentlichen Raumes - beziehungsweise um Schutz und Selbstbestimmung - symbolisiert im privaten Raum - gehen.

Das heißt beispielsweise: Geht man etwa davon aus, daß politische Teilhabe gerade marginalisierter Gruppen häufig zunächst im Schutz privater Räume gedeiht, muß darauf die Forderung folgen, dafür geeignete Orte verfügbar zu machen. Sieht man wiederum, daß öffentlich zugängliche Räume zunehmend unter privater Hoheit stehen, müssen allgemeine Aufenthalts- und politische Versammlungsrechte eben auch für Shopping Malls eingefordert werden.

Literatur:

Becker, Jochen (1998): Hype Park. In Stadtrat (Hg.): Umkämpfte Räume, Hamburg/ Berlin/ Göttingen, S.179-190

Greiner, Ulrich (2000): Versuch über die Intimität. Der neue Exhibitionismus grassiert. In: archithese, 30 Jg., Heft 4: Privatisierung des öffentlichen Raums, S. 12 - 15

- Hannigan, John (1998): *Fantasy City. Pleasure and profit in the postmodern metropolis*, London/New York
- Häußermann, Hartmut (1998): *Zuwanderung und die Zukunft der Stadt. Neue ethnisch-kulturelle Konflikte durch die Entstehung einer neuen sozialen „underclass“?* in: Heitmeyer, W. / Dollase, R. / Backes, O. (Hg.): *Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben*. Frankfurt am Main, S. 145 - 175
- Kirchberg, Volker (1998): *Stadtkultur in der Urban Political Economy* .In: Volker Kirchberg/ Albrecht Göschel (Hg.): *Kultur in der Stadt. Soziologische Analysen zur Kultur*, Opladen, S. 41 – 54
- Kronawitter, Georg (1994) (Hg.): *Rettet unsere Städte jetzt! Düsseldorf/ Wien/ New York/ Moskau*
- Lanz Stephan/ Jochen Becker (2001): *Metropolen*, Hamburg
- Marcuse, Peter (1992): *Gentrification und die wirtschaftliche Umstrukturierung New Yorks*. In: Helms, Hans G. (Hg.): *Die Stadt als Gabentisch. Beobachtungen zwischen Manhattan und Berlin-Marzahn*, Leipzig, S. 80-90
- Roost, Frank (2000): *Corporate Image City. Sonys Großprojekte in Berlin, San Francisco und Tokio*. In: *Stadt- bauwelt* 148, 91. Jg, S. 30 - 39
- Ronneberger, Klaus/ Stephan Lanz/ Walther Jahn (1999): *Die Stadt als Beute*, Bonn
- Steglich, Ulrike (1998): *Authentizität als Kulisse*. In: *Scheinschlag* 8. Jg., Nr. 2, S. 13
- Strieder, Peter (1997): *Bühne der Stadt. Zum Wesen des öffentlichen Raumes*. In: *Stadforum*, Nr. 26, S.4-7
- Touraine, Alain (1996): *Die Stadt - ein überholter Entwurf?*In: *ARCH+*, Nr. 132, S.68-70
- Veith, Dominik/ Sambale, Jens (1997): *Mythos öffentlicher Raum*, in: *Arranca*, Nr.12, S.20-21
- Zukin, Sharon (1991): *Landscapes of Power. From Detroit to Disney World*, Berkeley/ Los Angeles/ Oxford